

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1889.

THIS ITEM HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
REFORMATTING SECTION 1994. CONSULT
SUL CATALOG FOR LOCATION.

MÜNCHEN

Verlag der K. Akademie
1889.

In Commission bei G. Franz.

Oeffentliche Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften

zur Feier des 130. Stiftungstages

am 28. März 1889.

Der Präsident, Herr v. Döllinger, eröffnete die Sitzung mit folgendem Nachruf auf das der Akademie am 15. November 1888 durch den Tod entrissene Ehrenmitglied, Herzog Maximilian in Bayern:

Herzog Maximilian in Bayern wurde am 4. December 1808, als einziger Sohn des Herzogs Pius August, in Bamberg geboren. Der Knabe ward nicht, wie sonst üblich, privatim erzogen, sondern befand sich seit seinem 9. Jahre, von 1817 an, in dem öffentlichen Erziehungs-Institut, welches damals der Leitung eines bewährten Pädagogen, Holland, unterstand. Diese Lebens- und Studiengemeinschaft mit seinen Altersgenossen hat er später als einen ihm zu Theil gewordenen Vorzug und Lebensgewinn gepriesen und gemeint, dass die Nothwendigkeit, sich auch, gleich allen übrigen, den öffentlichen Prüfungen zu unterziehen, nur gute Früchte ihm getragen habe. Man konnte bald erkennen, dass der junge Prinz ungemein begabt, lebhaften, sehr beweglichen und mühelos fassenden Geistes sei.

Mit einem fast universellen Interesse und einer weithin sich erstreckenden Wissbegierde verband er eine ungemeine Leichtigkeit, die Dinge rasch und unbefangen aufzufassen, sich anzueignen und dann häufig auch festzuhalten. Dabei konnten auch tiefer Abscheu vor allem Unedlen und seltene Herzensgüte in dem über ihn ausgestellten Entlassungs-Zeugnisse hervorgehoben werden.

Nachdem er einige Zeit dem Besuche der Vorlesungen an der Hochschule, erst in Landshut dann in München, gewidmet, säumte er nicht, dem mächtig in ihm erwachten Wanderungstriebe sich hinzugeben. Es war theils Wissbegierde, theils auch der Wunsch, der monotonen Einförmigkeit des Hoflebens und fürstlichen Ceremoniells zeitweilig sich zu entziehen, was ihn immer wieder in die Ferne führte, und fast jährliche, nach allen Gegenden der Windrose gerichtete Ausflüge ihn unternehmen liessen. Er selber sagt: zu der grossen Reise nach dem Orient habe ihn die ewige Einförmigkeit des bis zur Unbequemlichkeit bequemen Alltagslebens getrieben; dabei lebe man nicht mehr, sondern vegetire nur in einem Dasein ohne Licht und Schatten. Zu bedauern seien die Menschen, welche wähten, dass man das Leben und die Menschen und deren Sitten nur aus toden Büchern oder durch die dritte Hand kennen lerne.

So hatte er denn schon vor seinem 30. Jahre zweimal Frankreich, dann England und Belgien bereist, hatte dreimal die Schweiz — er nennt sie „die göttliche“ —, dreimal auch Italien und Sicilien besucht, und den grössten Theil von Deutschland gesehen. Mit Ausnahme von zwei Jahren, 1829 und 1830. während welcher die neu geknüpften Bande des Familienlebens ihn festhielten, pflegte der Herzog alljährlich eine Reise zu unternehmen. Er setzte diess fort bis in jene spätere Lebensjahre, in welchen zunehmende körperliche Gebrechlichkeit ihm Ruhe auferlegte.

Den Glanzpunkt der langen Reihe seiner Wanderungen bildet die achtmonatliche Reise nach dem Orient, welche er, umgeben von einer zahlreichen, nach Neigung und Bedürfniss ausgewählten Begleitung, im Jahre 1838 unternahm. Sie wurde für ihn das bedeutendste, wirkungsvollste Ereigniss seines Lebens. Die Eindrücke, die er da empfing, die unerwarteten Gefahren, welchen er sich ausgesetzt fand, die Ideen und Ueberzeugungen, welche durch aufmerksame Beobachtung, durch Vergleichung und Combination in ihm reiften, sind fortan unauslöschlich in seiner Seele geblieben. Der Bericht, den er darüber gleich nach seiner Rückkehr auf Grund eines geführten Tagebuches erstattet hat, ist zugleich die ergiebigste Quelle, aus welcher wir uns ein Bild seiner geistigen Eigenthümlichkeit, seiner Weise Menschen und Dinge zu beurtheilen, gestalten können. Das Buch oder Büchlein weist viele mit blossen Strichen ausgefüllte Lücken auf, und ich weiss nicht zu sagen, ob hier eine noch nachträglich vom Verfasser selbst geübte oder eine von hoher Hand angeordnete Censur gewaltet hat.

Er sei von Begierde erfüllt gewesen, ganz Neues, Fremdartiges zu sehen, sagt der Herzog; seine europäischen Reisen hätten ihm nur mit Zuständen bekannt gemacht, die doch unter sich und mit den heimathlichen verglichen nicht allzu verschieden seien. Griechenland vor allem zog ihn an, sehr begreiflich, wenn wir uns in die Strömung jener Zeit versetzen. Enthusiastische Philhellenen waren, wie ein weit ausgespanntes Netz, über ganz Westeuropa verbreitet; in allen Ländern hatten Hilfscomités für die Griechen sich gebildet; Beiträge, Waffen-Sendungen mangelten nicht. Unser München war eine Centralstätte des Philhellenismus, mit dem Könige an der Spitze, der schon lange ein offener und entschiedener Gönner des bis dahin so unglücklichen und nun so heroisch ringenden Volkes war, ehe noch Jemand daran denken konnte, dass dort seinem Sohne eine Krone

zufallen würde. Dabei fehlte es hier in der Gelehrtenwelt nicht an schroffen Gegensätzen; ich brauche nur die Namen Fallmerayer und Friedrich Thiersch zu nennen. Während jener mit scharfen Waffen seine Ueberzeugung verfocht, dass die heutigen Griechen kein Recht auf den Namen Hellenen hätten, dass sie in überwiegendem Maasse Slaven seien, mit geringer Beimischung alt-griechischer Bestandtheile, zugleich auch ein sehr düsteres Prognostikon bezüglich ihrer politischen Lebensfähigkeit stellte, verkündete Thiersch, als beredter und hochherziger Freund und Anwalt dieses Volkes, das Gegentheil. Ihm stand es fest, dass sie ächt hellenischer Abkunft seien, und er lebte der zuversichtlichen Hoffnung, dass sie mit dem Beistande des christlichen Europa zu einem gesunden und selbstständigen Staatswesen es bringen würden. Jetzt, 60 Jahre später, dürfen wir wohl sagen, dass die Hoffnungen des einen der Wahrheit näher stehen und bessere Aussicht auf Verwirklichung haben, als die Befürchtungen des andern, wenn auch von einem wahrhaft gesunden und harmonisch sich entwickelnden Staatswesen noch lange nicht die Rede sein kann.

Damals, als unser Herzog den griechischen Boden betrat, war noch alles dazu angethan, dem abfälligen Urtheile Fallmerayers den Schein von Wahrheit zu leihen. Er fand das Land in allgemeiner Zerklüftung, zerfleischt von unversöhnlichem Parteihass, drohendem Bürgerkrieg. Er sah, dass die Grenzen des neuen Königreichs zu enge gezogen waren, dass die Versuche, diesem noch von byzantinischer und türkischer Tradition beherrschten Lande deutsche Einrichtungen aufzuzwingen, vorerst nur eine chaotische Verwirrung und Anarchie erzeugt hatten. Andererseits weckten die tapferen Thaten und erfochtenen Siege der Griechen Bewunderung und die Neigung alles auf's beste zu deuten und möglichst zu entschuldigen. Und am Ende musste doch als **Ergebniss** der ganzen Reise die Einsicht sich aufdrängen, **dann, dann**

Hauptfeinde der Griechen, dem Osmanischen Reiche, die Signatur eines unaufhaltsamen Verfalles und Zersetzungsprocesses aufgedrückt sei.

Von Hellas aus wurde Aegypten das Reiseziel des Herzogs; was er dort sah und erlebte, bildet den anziehendsten Theil seines Berichtes. Er freut sich, sagen zu können, dass er der erste Mann fürstlichen Ranges sei, der bis zu den Katarakten des Nils vorgedrungen sei und Dongola betreten habe. Vor allem sind es die zahlreichen Bauwerke des Königs Ramses II., die seine staunende Bewunderung erregen. Der Anblick dieser architektonischen Schöpfungen bilde fast einen Wendepunkt in seinem bisherigen Denken und Fühlen, sei ihm die Offenbarung einer neuen Welt; denn er habe nicht geahnt, dass es menschlicher Macht und Kunst möglich sei, solche Riesenwerke, in ihrer strengen und ruhigen Schönheit, zu Stande zu bringen. Und er war gut ausgerüstet, ihre geschichtliche Bedeutung zu verstehen, denn er führte Champollion's Werke mit sich, verglich und studirte sie an Ort und Stelle.

Auf der Rückkehr aus dem Nillande besuchte der Herzog Jerusalem, wo er sich ganz den religiösen Gefühlen hingab. Er weilte dort nur kurze Zeit; bei längerem Aufenthalt würden ihm sehr peinliche Eindrücke nicht erspart worden sein. Das aber mag er immerhin erkannt haben, dass die heilige Stadt dem Gesckicke, russischem Alleinbesitz anheimzufallen, entgegen gehe.

Bis in sein spätestes Alter verharrte Herzog Max auf der schon in frühester Jugend betretenen litterarischen und belletristischen Bahn. Er blieb ein fruchtbarer Schriftsteller, und dabei diente ihm eine Bibliothek von 27000 Bänden, grösstentheils geschichtlichen Inhalts, die er allmählig sich gesammelt hatte. Doch hat er seit 1839 nie wieder eine Schrift unter seinem Namen veröffentlicht. Ihm genügte, scheint es, der Beifall eines engeren Freundeskreises. Früh

schon hatte er erkannt, dass es einem Manne seines Ranges nicht anstehe, sich der derben, rücksichtslosen und oft von unlauteren Triebfedern beherrschten Kritik der Tagespresse preiszugeben. Er verfasste zahlreiche Erzählungen neben dramatischen Versuchen. Einiges, darunter ein Skizzenbuch, erschien unter dem Namen Phantasus. Zahlreiche geschichtliche und topographische Erörterungen und Aufsätze, die er nach und nach verfasste, sind, da sie nur in Zeitschriften zweiten oder dritten Ranges erschienen, wenig beachtet worden.

Ein Fürst wie Herzog Max, dessen ganzes Wesen so sehr den Eindruck der Milde, der freundlichen hilfereitigen Theilnahme und herzugewinnender Sympathie hervorbrachte, hat natürlich einen zahlreichen Kreis von ergebenen Freunden und dankbaren Anhängern zurückgelassen. Sie alle werden sein Andenken noch lange in hohen Ehren bewahren.

Hierauf gedachte der Secretär der philosophisch-philologischen Classe, Herr v. Brunn, der zahlreichen Verluste, welche dieselbe im letztverflossenen Jahre zu beklagen hatte. Es starben nämlich: am 25. Juli in Berlin, Dr. Hermann Bonitz, seit 1850 auswärtiges Mitglied; — am 14. September in Oberstdorf, Dr. Karl v. Prantl, seit 1848 ausserordentliches, seit 1857 ordentliches Mitglied, und seit 1873 Secretär der philosophisch-philologischen Classe; — am 5. December in Nürnberg, Dr. Heinrich Wilhelm Heerwagen, seit 1870 auswärtiges Mitglied; — am 26. December in Lund, Carl Johann Schlyter, seit 1877 auswärtiges Mitglied; — am 31. Januar in Oxford, Gudbrandur Vigfússon, seit 1873 correspondierendes Mitglied; — am 10. März in München, Dr. Hubert Beckers, seit 1853 ordentliches Mitglied und seit mehreren Jahren der Senior der Classe.

In Bezug auf sie wurde auf die nachstehenden Nekrologe verwiesen, von denen nur der auf Beckers in

tzung zur Verlesung kam. Die nachher erwähnte Gedächtnissrede des Herrn v. Christ auf den am 14. September vor. Js. verstorbenen Classensecretär v. Prantl wird besonders in den Schriften der Akademie veröffentlicht werden.

Hermann Bonitz

gehört zu der nicht kleinen Zahl norddeutscher Prediger-söhne, die sich auf dem Gebiete der Philologie bleibende Verdienste erworben haben. Geboren am 29. Juli 1814 zu Langensalza in Thüringen erhielt er seine Vorbildung auf der durch seinen Vater, den dortigen Superintendenten, gehobenen Bürgerschule und durch diesen selbst und besuchte sodann 1826—1832 die altberühmte Schulpforte bis zu seiner Maturitätsprüfung. Ursprünglich zur Theologie bestimmt, wandte er sich, von Drobisch und besonders von Hartenstein angezogen, bald philosophischen Studien und unter G. Hermann's Leitung der Philologie zu. Die Absicht, sich in Berlin von Ostern 1835 an noch längere Zeit der Abrundung seiner Universitätsstudien unter Boeckh und Lachmann zu widmen, wurde durch den im Sommer erfolgten Tod seines Vaters vereitelt; er sah sich genöthigt, ohne Zögern sich der Lehramtsprüfung zu unterziehen, die er in allen Gymnasialfächern, nicht nur in der Philologie, sondern auch der Geschichte und der Mathematik mit vollstem Erfolg bestand. 1836 nahm er eine Lehrerstelle an dem Blochmann'schen Erziehungsinstitute in Dresden an und promovirte im gleichen Jahre in Leipzig auf Grund einer früher dort gelösten Preisaufgabe. Von 1838 an wirkte er in Berlin als Oberlehrer zunächst am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und seit 1840 am grauen Kloster, trat aber 1842 von da an das Gymnasium in Stettin über. Im Sommer 1848 begannen Verhandlungen mit der österreichischen Regierung, die im Frühjahr 1849 seine Ernennung zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität Wien zur Folge

hatten. Noch im Jahre 1866 widerstand er ehrenvollen Anerbietungen, die von Bonn aus an ihn gelangten. Aber schon 1867 entschloss er sich Oesterreich zu verlassen und die Stelle eines Directors am Gymnasium zum grauen Kloster anzunehmen. Mit der Universität, an welcher er in seiner Eigenschaft als Mitglied der Akademie einzelne Vorlesungen hielt, blieb er ausserdem durch die Leitung des pädagogischen Seminars verbunden, die ihm nach Boeckh's Tode übertragen wurde. 1875 als vortragender Rath in das preussische Unterrichtsministerium zur Leitung des Mittelschulwesens berufen wirkte er in dieser Stellung bis zu seiner in Folge seiner geschwächten Gesundheit erbetenen Quiescirung, die er nur wenige Monate überlebte. Er starb in Berlin am 25. Juli 1888.

Mehrfacher Wechsel der äusseren Lebensstellung konnte nicht umhin, auf das Wesen und die Wirksamkeit des Mannes einen entscheidenden Einfluss auszuüben, vermochte aber nicht, die Persönlichkeit gewissermassen aufzulösen, sondern führte vielmehr zu einer eigenartigen und doch einheitlichen Entwicklung derselben. Die ganze geistige Vorbildung schien auf eine rein wissenschaftliche Thätigkeit und eine akademische Wirksamkeit hinzuweisen. Die äusseren Verhältnisse führten Bonitz zunächst dem Berufe des Gymnasiallehrers zu und zwar mit so ausgesprochenem Erfolge, dass derselbe für sein weiteres Leben entscheidend wurde. Denn wenn er auch nach dreizehnjähriger Ausübung denselben mit der akademischen Lehrthätigkeit vertauschte, so wurde doch dadurch sein Verhältniss zum Gymnasium keineswegs gelöst, sondern nur, so zu sagen auf eine höhere Stufe erhoben, indem ausdrücklich seine Mitwirkung für eine gründliche Reorganisation des österreichischen Gymnasialwesens in Anspruch genommen wurde. Es war ein seltenes Glück, dass es ihm vergönnt war, die Lösung dieser Aufgabe in einem so vollen Einverständniss mit einem Mitarbeiter zu unternehmen, dass es häufig schwer sein soll, den Antheil des einzelnen vollkommen auszu-

F. S. Exner, als geborener Oesterreicher mit den bestehenden Verhältnissen um so mehr vertraut, als sein Rath schon früher in Unterrichtsfragen in Anspruch genommen war, wurde 1848 von Prag in das Unterrichtsministerium nach Wien berufen, und seinem Einflusse gelang es, Bonitz für Wien zu gewinnen, mit dem er schon 1842 bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Berlin in nähere persönliche Beziehungen getreten war. So mögen schon vor seiner Uebersiedelung nach Wien bei Exner's „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich“ manche Anschauungen B.'s einen indirecten Einfluss ausgeübt haben. Sein Hauptantheil in der weiteren Folge beruht aber offenbar darin, auf Grundlage des Entwurfes die einzelnen Massregeln, Instructionen, Lehrpläne u. s. w. durchgebildet und ins Leben eingeführt zu haben, und zwar nicht etwa in blinder Nachahmung der norddeutschen Verhältnisse, wohl aber in engem Anschlusse an dieselben, auf Grund der dort gesammelten praktischen Erfahrungen und doch unter Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse Oesterreichs. Hierbei diente ihm die Zeitschrift für österreichische Gymnasien, an deren Leitung er einen hervorragenden Antheil hatte, gewissermassen als vermittelndes Organ zwischen Theorie und Praxis zur wissenschaftlichen Begründung, Erläuterung und Rechtfertigung der organisatorischen Anordnungen.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten und vielfach durch dieselben bedingt entwickelte sich die akademische Lehrthätigkeit. Man rühmt die Schlichtheit seines Vortrags, der trotzdem in seltener Weise zu fesseln wusste, indem er den Hörer die geistige Arbeit fühlen liess, die sich in dem Vortragenden vollzog; gewiss ein Vorzug, den er aber mit andern hervorragenden Lehrern theilte, und der zur Erfüllung seiner besonderen Aufgabe kaum genügt hätte und zur Erklärung der von ihm erzielten Erfolge nicht ausreichen würde. Galt es doch in erster Linie einen durchaus neuen Lehrerstand

heranzubilden, wenn die neuen Organisationen Wurzel fassen und gedeihen sollten! So musste er namentlich in den ersten Jahren, ehe andere philologische Lehrkräfte an seine Seite berufen wurden, nicht nur das Gesamtgebiet der klassischen Philologie fast allein vertreten, sondern, um nur erst den Boden für ein richtiges Verständniss seiner Vorlesungen zu ebnen, die fehlende oder mangelhafte Vorbildung seiner ersten Zuhörerkreise durch private Unterweisung ergänzen. Daraus ergab sich ein reger persönlicher Verkehr, und dieser blieb auch dann noch, als die Vorlesungen nach der Seite des wissenschaftlichen Arbeitens ihre Ergänzung in dem philologischen Seminare fanden, von entscheidender Bedeutung. Auch hier bot sich wieder die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien als das Organ dar, in dem Bonitz nicht nur selbst belehrend zu wirken, sondern auch seinen Schülern Gelegenheit zu eigener wissenschaftlicher Bethätigung zu bieten vermochte. So hat er den seltenen Erfolg errungen, ein tüchtiges Geschlecht für das praktische Lehrfach heranzuziehen und zugleich für einen streng wissenschaftlichen Nachwuchs zu sorgen.

Man hat es Bonitz von manchen Seiten verargt, dass er nach langem segensreichen Wirken doch schliesslich Wien den Rücken gekehrt habe. Die Gründe hat er selbst nicht offen ausgesprochen. Schon 1853 war sein treuester Mitarbeiter Exner gestorben, 1860 Graf Leo Thun aus dem Ministerium geschieden. Die Loslösung Oesterreichs von Deutschland musste den Norddeutschen auf das Tiefste berühren und ihm ein gedeihliches Wirken in der Folge, wenn überhaupt, so doch nur unter den aufreibendsten Kämpfen möglich erscheinen lassen. Da mochte die engere und bescheidenere Thätigkeit an dem ihm von früher werthen grauen Kloster sich ihm als ein für seine innere Ruhe erstrebenswerthes Ziel darstellen. Acht Jahre hat er dort mit gleicher Liebe und gleichem Erfolge wie früher seines Amtes

gewaltet. Dann sollte er nochmals in einen erweiterten Wirkungskreis als Leiter des gesammten preussischen Gymnasialwesens versetzt werden. Man hat vielleicht Unrecht gethan, auf diese Berufung zu grosse Hoffnungen zu setzen. Bonitz war der rechte Mann gewesen, die durch lange Arbeit erworbenen Vorzüge des norddeutschen Schulwesens auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen auf ein lange vernachlässigtes Gebiet zu übertragen und für dasselbe allseitig nutzbar zu machen. Fast um eine Generation später waren in Norddeutschland die Voraussetzungen gründlich verändert. Eine neue Zeit mit neuen Ansprüchen drängte sich in den Vordergrund, deren erste Aufgabe es wohl sein durfte, sich selbst die Werkzeuge zu schaffen, um die neuen Ideen, so weit sie berechtigt sind, zum Siege zu führen. Es war wohl zu viel verlangt, von dem Manne, der sich gross erwiesen hatte als Organisator auf gegebenen Grundlagen, nun auch, mitten in den noch nicht geklärten Widersprüchen der Meinungen, schon die Feststellung der grundlegenden Ideen für durchaus neue Schöpfungen zu erwarten.

Diese letzten Betrachtungen mögen zur Beurtheilung der eigentlich wissenschaftlichen Leistungen B.'s überleiten. Es erscheint zunächst selbstverständlich, dass dieselben in Folge der Masse anderer Obliegenheiten manche Beschränkungen nicht bloß nach ihrem äusseren Umfange, sondern auch nach ihrem stofflichen Inhalte (auf das Gebiet des griechischen unter fast völligem Ausschlusse des römischen Alterthums) erfahren mussten. Manche Einzelbeiträge zur Interpretation des Sophokles, des Thukydides und Demosthenes mögen unmittelbar aus den Arbeiten für seine Vorlesungen hervorgegangen sein. Seine mehrmals gedruckte Vorlesung „über den Ursprung der homerischen Gedichte“ bietet ein Muster für die Art und Weise, wie er es verstand, auch ohne eigentlich neue leitende Ideen ein verwickeltes Problem zusammenfassend darzulegen und das Verständniss desselber

auch Fernerstehenden näher zu bringen. In den Zielen verwandter Art sind die platonischen Studien, die aber nicht mehr bloß in den allgemeinen Zusammenhang der platonischen Werke, sondern noch weiter in das Verständniß des inneren Organismus der einzelnen Dialoge einzuführen bestimmt sind. Ueberhaupt ist hier die Arbeit und Verarbeitung eine tiefer eingehende, und die Behandlung ist noch bestimmter aus der eigenartigen Verbindung philologischer und philosophischer Studien herausgewachsen, die der gesammten literarischen Thätigkeit B.'s, besonders aber in der Zeit seiner ersten Gymnasialperiode, ihren eigenartigen Charakter verliehen hat.

Plato bildete für Bonitz die Vorstufe zu Aristoteles, dem er von früh an seine Hauptkräfte widmete. Durch kritische Bemerkungen, durch die erste vollständige kritische Bearbeitung des Commentars des Alexander Aphrodisiensis wurde die Herausgabe der aristotelischen Metaphysik vorbereitet, über welche L. Spengel (in seinem Vorschlage zu B.'s Aufnahme in unsere Akademie 1850) Folgendes bemerkt: „Erwägt man, wie schwer es hält, sich mit Aristoteles erfolgreich zu beschäftigen, da er die ganze vorangehende Blüthezeit Griechenlands in sich vereinigt und zugleich als Repräsentant der nachfolgenden alexandrinischen Zeit, ein wahrer Janus, dasteht, so wird man eine tüchtige Bearbeitung der Schrift des Philosophen, welche die genaueste Kenntniß aller seiner Werke voraussetzt, der Metaphysik, zu würdigen wissen. Ist es doch schon ein nicht geringes Verdienst, die vielen falschen darüber verbreiteten Ansichten wegzuräumen und den Weg zum richtigen Verständniß anzubahnen. Bonitz hat nun in der Ausgabe des Textes und dem Commentar zu demselben ein Muster einer exegetischen Behandlung aufgestellt. Als solches erkennt sie auch Brandis an, der einst dasselbe Werk herausgegeben und seitdem noch immer gern sich damit beschäftigte; er gesteht offen, Bonitz habe damit geleistet, was er selbst zu leisten nicht im Stande gewesen

wäre (Gött. gel. Anz. 1849. Nov.).“ Zahlreiche kleinere Beiträge zu Plato und Aristoteles in Aufsätzen und Recensionen fallen in die Zeit seines wiener Aufenthaltes. Erst in Berlin dagegen fand 1870 der Index Aristotelicus seinen Abschluss, ein Werk gewaltigsten Fleisses und durch seine Behandlung eines der wichtigsten Hilfsmittel für das Studium der griechischen Philosophie überhaupt.

Unbeschränktes Lob ist gefährlich, weil es leicht zum Widerspruch reizt; und wie oben versucht wurde, das Verdienst seiner organisatorischen Thätigkeit in bestimmter Begrenzung zu umschreiben, so möchte auch das Bild seiner wissenschaftlichen Leistungen durch eine gewisse Beschränkung kaum eine Einbusse erleiden, vielmehr an Schärfe gewinnen. Bonitz gehörte nicht eigentlich zu den bahnbrechenden Geistern, die der Wissenschaft neue, unbetretene Pfade eröffnen, dadurch aber auch der Gefahr ausgesetzt sind, da und dort einmal vom richtigen Wege abzurinnen. Auch als Lehrer hat er zwar viele und tüchtige Schüler, aber nicht, etwa in dem Sinne wie G. Hermann und Boeckh, „Schule“ gebildet. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit liegt der Nachdruck vielmehr auf der allseitigen Tüchtigkeit in der Durchführung der von ihm gewählten Aufgaben. Gründliche Schulung, der er sich von früh an zu erfreuen hatte, aussergewöhnliche Arbeitskraft, besonnene Klarheit des Urtheils befähigten ihn zu Leistungen, die durch Beherrschung des Stoffes, voraussetzungslose Forschung, sichere Methode und vortreffliche Darstellung in seltenem Maasse das Gepräge der Gediegenheit tragen.

Und doch, so hohen Lobes diese Arbeiten würdig sein mögen, so beruht der weite Umfang und die Tiefe des Einflusses, dessen sich Bonitz besonders in der Blüthezeit seines Wirkens zu erfreuen hatte, keineswegs ausschliesslich auf ihnen, sondern auf der ihm eigenthümlichen Verbindung wissenschaftlicher und praktisch organisatorischer Arbeit.

Diese aber war schliesslich hervorgewachsen aus dem Wesen einer Persönlichkeit, die, selbst empfänglich, gewandt und beweglich, nach den verschiedensten Richtungen wieder anregend zu wirken im Stande war.

Benutzt sind: Die Selbstbiographie von Bonitz in Heidemanns Geschichte des grauen Klosters S. 313—323 (Berlin 1874); — Schenkl: Rede bei der Trauerfeier für Hermann Bonitz am 27. Oktober 1888 (Wien 1888); — W. von Hartel: Bonitz und sein Wirken in Oesterreich (aus den Vereinsmittheilungen „Mittelschule“ in Wien, 1. Heft 1889); — L. Bellermann: Zur Erinnerung an Bonitz (in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen XXXIII, Januarheft 1889).

Heinrich Wilhelm Heerwagen.

Der äussere Lebensgang Heerwagens war ein sehr einfacher. Geboren am 4. Mai 1811 als Sohn eines Rechtsanwaltes in Bayreuth erhielt er seinen ersten Unterricht durch seinen Vater, durchlief dann mit Auszeichnung das damals unter der Leitung Gablers, des späteren Nachfolgers Hegels, stehende Gymnasium seiner Vaterstadt, und besuchte von 1828—31 die Universität München, wo besonders Thiersch und Spengel, daneben aber auch Schelling und Oken seine Lehrer waren. Nach rühmlich bestandener Staatsprüfung wirkte er von 1831 an am Gymnasium von Bayreuth zuerst als Hilfslehrer, dann seit 1833 als ständiger Assistent des nunmehrigen Rectors, seines früheren Lehrers Held, unter besonderer Anerkennung desselben. In diese Zeit (1835) fällt auch seine Promotion zum Doctor der Philosophie in Erlangen. Die angenehmen persönlichen Verhältnisse in seiner Heimath liessen ihn allerdings seine am Ende des Jahres 1838 erfolgte Versetzung als Studienlehrer an die Lateinschule zu Frankenthal in der Pfalz als einen schmerzlichen Tausch empfinden; und wenn es ihm auch gelang, sich mit demselben zu versöhnen, so kehrte er doch mit Freuden 1843

nach Bayreuth zurück, zunächst in gleicher Eigenschaft und erst 1848 zum Gymnasialprofessor befördert. Im Oktober 1857 zum Rector in Nürnberg ernannt wirkte er in dieser Stellung bis zu seiner Ostern 1884 erfolgten Quiescirung. — Einer Berufung an die Universität Erlangen (1859) folgte er ebensowenig, wie 1862 einer Einladung zur Uebernahme des Directorats am Johanneum zu Hamburg. Er blieb treu seinem Berufe als Schulmann und treu seiner fränkischen Heimath. Nur seit dem Jahre 1873 als Mitglied der Reichsschulcommission und des bayerischen Oberstudienrathes war ihm Gelegenheit geboten zur Mitwirkung an organisatorischen Arbeiten auch über die Grenzen des von ihm geleiteten Gymnasiums hinaus. Ein sanfter Tod beschloss sein Leben am 5. December 1888.

„Es giebt gewisse Dinge, in welchen der gute Wille für sich nicht mehr ausreicht, weil sie an eine bestimmte Zeit und Periode gebunden sind: dahin rechne ich den Eintritt in das akademische Lehrfach. Unter diesen Umständen verargen Sie mir es gewiss nicht, dass ich auf dem Posten, welchen mir die Vorsehung völlig ohne mein Zuthun angewiesen hat, getreulich auszuharren entschlossen bin und in dieser Pflichterfüllung die eigentliche und wesentliche Aufgabe für mein künftiges Leben erkenne.“ In diesen Worten aus einem Briefe an Döderlein, in dem er das Anerbieten einer Professur in Erlangen ablehnt, tritt uns das ganze Wesen des Mannes entgegen, der mit seltener Klarheit sich seine Ziele steckt und das Mittel zu ihrer Erreichung in weiser Beschränkung erkennt. Er ist sich der Verschiedenheit der Anforderungen klar bewusst, die man an einen akademischen Lehrer und an den Leiter eines Gymnasiums zu stellen berechtigt ist, und er beweist durch die That, dass der letztere Beruf nicht geringerer Ehren werth und nicht minder segensreiche Erfolge zu erzielen im Stande ist. Mit gleicher Klarheit hat er aber auch verstanden, zwischen

literarisch-wissenschaftlicher Arbeit und der Lehrthätigkeit an der Schule zu scheiden und doch beide mit einander zu versöhnen. Die Lehrthätigkeit kann nur gedeihen auf dem Boden wissenschaftlicher Arbeit; aber soll die erstere nicht leiden, so darf die zweite keinen zu breiten Raum einnehmen. Heerwagens Arbeiten auf dem Gebiete der Philologie beschränken sich fast nur auf Livius oder lehnen sich, als auf römische Historiker, wie Salustius, Granius Licinianus, Aemilius Probus bezüglich, wenigstens an denselben an. Sie sind mit Ausnahme der Neubearbeitung der Fabri'schen Ausgabe der Bücher 21 und 22 des Livius als Schulprogramme oder in literarischen Anzeigen erschienen. Sie bestreben sich vor Allem in das sprachlich stylistische und das sachliche Verständniss einzuführen, erstrecken sich aber nicht minder auf die Probleme der Kritik, auf welche für einen Theil der livianischen Schriften H.'s Untersuchungen über die verloren gegangene Speyerer Handschrift einen geradezu entscheidenden Einfluss gewonnen haben. Auf ein stofflich enges Gebiet beschränkt sind sie doch in keiner Weise eng oder klein in der Art der Behandlung: in der Schärfe der Methode und der Klarheit des Urtheils verrathen sie vielmehr überall den allseitig und voll durchgebildeten Philologen und Gelehrten und gewinnen dadurch einen bleibenden Werth.

So bewährt sich die gleiche Sicherheit der Forschung auch da, wo sich ihm der Anlass bietet, andere Gebiete zu betreten. Vor dem Gymnasium in Nürnberg steht die Statue Melanchthons: er darf als dessen geistiger Gründer betrachtet werden, wenn er auch nie an demselben lehrte. Männer wie Joachim Camerarius und Eobanus Hesse sollten durchführen, was er geplant. In vier Programmen hat Heerwagen das Bild der Zustände entrollt, welche der Gründung vorangingen, die Ziele dargelegt, welche durch dieselbe erreicht werden sollten, und endlich die Ursachen nachgewiesen, welche damals der Erreichung dieser Ziele hemmend in den

Weg traten. Auch diese Arbeiten sind keineswegs nur Beiträge „zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtschulen“ (von 1485—1526, und von 1526—1535), sondern zur Geschichte des Schulwesens damaliger Zeit und zur Geschichte des Humanismus überhaupt, hervorgegangen aus dem Geiste eines Mannes, welcher der Schule und insbesondere seiner, der Nürnberger Schule, sein Leben gewidmet hatte und im Wetteifer mit jenen seinen frühesten Vorgängern die Kraft gewann, dieselben in seinen Erfolgen zu übertreffen.

Wie diese, war er Humanist im besten und vollsten Sinne, dem es nicht nur für sich selbst weniger um blosser Aneignung gelehrten Wissens, als um ein allseitiges Erfassen des Alterthums zu thun war, sondern der auch in Lehre und Unterricht gerade nur in einem solchen Erfassen die feste und nothwendige Grundlage klassisch-humanistischer Bildung zu erkennen vermochte. Darum war ihm das Stoffliche des Unterrichts nicht Selbstzweck, sondern das Mittel zu geistiger Schulung; und ebendarum, im Zusammenhange des Ganzen, legte er Werth auf das Turnen nicht als eine bloß körperliche Uebung, sondern als ein Mittel zur Stählung des Charakters gegen Verweichlichung, während er der Pflege der Musik, in der er selbst theoretisch und praktisch gründlich gebildet die Quelle reinsten Genusses fand, als eines Mittels idealer Erziehung und zur Veredelung des Empfindens eine besondere Sorgfalt zuwandte.

Doch auch damit war sein Einfluss und sein Wirken nicht erschöpft. Man hat bemerken wollen, dass Heerwagen den jetzt so vielfach erörterten Fragen über Reorganisation des Gymnasialwesens kühler gegenüber gestanden habe, als man hätte erwarten sollen. Denn gewiss war er kein Feind gesunder Reformen; nur bedurfte er derselben weniger als Andere: denn etwaigen Mängeln der Organisation begegnete er durch das Gewicht seiner Persönlichkeit. Wahrhaftigkeit und streng sittlicher Ernst, der Achtung gebietet und per-

sönliche Würde verleiht, durchdrungen von echter Humanität, die durch Lauterkeit und Wärme nicht knechtischen Gehorsam erzwingt, sondern überzeugt, liessen ihn über den Unterricht und die Schule hinaus nicht bloss als Lehrer, sondern in seltener Weise als Erzieher wirken. Indem er die Herzen der Jugend zu sich heranzog, übertrug er auf dieselben nicht nur seine dem Idealen zugewendeten Anschauungen, sondern auch den Geist der Wissenschaftlichkeit. Er selbst hat, wie bemerkt, auf eine Universitätsstellung verzichtet; dafür aber ist es ihm gelungen, eine grössere Zahl von Schülern als man nach den ihn umgebenden äussern Verhältnissen erwarten sollte, der akademischen Lehrthätigkeit auf verschiedenen Gebieten des Wissens zuzuführen.

Benützt wurden der ausführliche Nekrolog von A. Westermayer in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen XXV, S. 143—164; die Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1889, Nr. 29; im Korrespondenten von und für Deutschland 1888, Nr. 625 und 1889, Nr. 131; sowie briefliche Mittheilungen von Heerwagens Nachfolger, Rector Dr. Autenrieth.

Carl Johann Schlyter,

einer deutschen, aber schon seit zwei Jahrhunderten in Schweden ansässigen Familie entstammend, war am 29. Januar 1795 in Karlskrona geboren und widmete sich seit 1807 juristischen Studien in Lund. Im Jahre 1814 erwarb er sich den philosophischen Doctorgrad in Rostock und dazu im Jahre 1820 den juristischen in Lund, wo er seit 1816 als Docent des Strafrechts wirkte. Aeussere Verhältnisse nöthigten ihn, in die juristische Praxis in Stockholm überzutreten, bis ihm 1822 in Verbindung mit Dr. Hans Samuel Collin eine kritische Ausgabe der älteren schwedischen Rechtsquellen übertragen wurde. Obwohl gleichzeitig zum Adjuncten (ausserordentlichen Professor) in Lund ernannt, blieb

er doch in Stockholm. Auch seine 1835 beabsichtigte Anstellung als Professor der Rechtsgeschichte in Upsala gelangte nicht zur Ausführung; vielmehr wurde ihm 1837 ein Lehrauftrag für Lund übertragen, an den sich 1838 die Ernennung zum Professor der allgemeinen Rechtswissenschaft und 1842 der Rechtsgeschichte anschloss. Wenn er nun auch hier mehrere Jahre als Lehrer wirkte und sogar 1839/40 das Rectorat bekleidete, so hörte doch schon 1852 seine Lehrthätigkeit auf, indem er zuerst auf kurze Zeit, dann aber wiederholt bis zu seiner 1876 erfolgten Quiescirung von allen Dienstgeschäften im Interesse seiner wissenschaftlichen Arbeiten entlastet wurde.

In diesen lag der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, und im Mittelpunkte derselben steht die Herausgabe des Corpus iuris Sueo-Gotorum antiqui, der altschwedischen Rechts- und Gesetzbücher. Schon nach Vollendung des zweiten Bandes starb 1833 sein Mitarbeiter, so dass (von gelegentlicher Unterstützung durch andere abgesehen) ihm allein die Durchführung des 1869 mit zwölf Bänden abgeschlossenen Werkes überlassen blieb. Der Inhalt desselben gehört der Jurisprudenz an; die wissenschaftliche Arbeit der Herausgabe aber war eine überwiegend philologische, indem sie sich auf eine möglichst umfassende Ausnutzung der Handschriften stützen sollte. Schlyter hat deshalb nicht nur die Geschichte und Entstehung der Quellen mit gründlicher Sorgfalt verfolgt, sondern er hat es auch verstanden, mit richtigem Takte die für die Constituirung des Textes wichtigsten Handschriften auszuwählen und Verderbnisse durch besonnene Conjecturalkritik zu beseitigen. Wenn er dabei in seinem Streben nach erschöpfender Gründlichkeit in der Ausbeutung der Handschriften von geringerer Bedeutung auch vielleicht die Grenzen des Nothwendigen überschritten haben mag, so dürfen wir nicht vergessen, dass die neueren Grundsätze einer Vereinfachung der kritischen Apparate erst während und nach der

Ausführung der Schlyter'schen Publicationen zu allgemeiner Geltung gelangt sind. — Gründliche Personen-, Orts- und sprachliche Register, die jedem Bande beigegeben waren, veranlassten Schlyter, dem Quellenwerke nach seiner Vollendung als 13. Band ein Gesamtglossar folgen zu lassen, das über den nächsten praktischen Zweck hinaus eine selbständige Bedeutung beansprucht. Denn indem die Rechtsbücher zugleich zu den wichtigsten Quellen der ältesten schwedischen Schriftsprache gehören, bilden die mit Scharfsinn und gründlicher philologischer Kenntniss gearbeiteten Glossarien zugleich eines der wichtigsten Hilfsmittel und Grundlagen für das Studium nicht nur der altschwedischen Rechts-, sondern überhaupt der schwedischen Sprache, für sich und in ihren Beziehungen zum Aلدänischen und zu andern germanischen Dialecten.

Wenn also in dem Hauptwerke Schlyters, das für die Forschungen der älteren Rechtsgeschichte grundlegend geworden ist, sich Juristisches und Philologisches die Waage halten, so ist es begreiflich, dass diese doppelte Richtung auch in seiner übrigen wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit ihren Ausdruck findet. Zahlreiche rechtsgeschichtliche Abhandlungen (zum grössten Theile gesammelt in zwei Bänden, 1836 und 1879) gruppiren sich um das Hauptwerk und erstrecken sich über mehrere der wichtigsten Gebiete des alten schwedischen Staats-, Straf-, Privatrechtes und Processes, während seine mehrjährige Betheiligung an den Arbeiten zweier Gesetzgebungscommissionen ihn auch zur Behandlung von Fragen des heutigen Rechtes hinführen musste. — Nach der philologischen Seite blieb er der Runenforschung nicht fremd und griff auch literarisch in die Frage der Rechtschreibung ein.

Studien dieser Art verliehen ihm allerdings die Befähigung, sich an den Bestrebungen um die Herstellung einer neuen Bibelübersetzung wirksam zu betheiligen, so wie die

Herausgabe der Schriften eines um die Wiederbelebung der lutherischen Kirche in Schweden besonders verdienten Predigers Henrik Schartau († 1825) mit streng philologischer Sorgfalt zu leiten. Ihre tiefere Veranlassung hatten aber diese Arbeiten in dem religiösen Standpunkte und Charakter des Mannes. Schon im XVI. Jahrhundert erscheint ein Magister Joachim Slüter als ein eifriger Anhänger der Ideen der Reformationszeit. Ein verwandter Geist scheint sich auf C. J. Schlyter vererbt zu haben, in dem sich der Jurist, der Mann des Gesetzes und der strengen Wissenschaftlichkeit mit dem Lutheraner alten Schlages zu einer Mischung verband, die ihn in der Vertheidigung seiner Ueberzeugungen starr und selbst rücksichtslos erscheinen lassen konnte, die aber ihre Ergänzung fand in echt religiösem Sinne, strenger Gewissenhaftigkeit und Selbstverläugnung und wahrer Menschenliebe. In geistiger und körperlicher Gesundheit, eine Kernnatur, erreichte er hochgeehrt gleich einem Patriarchen ein hohes Alter: er starb fast 94 Jahre alt zu Lund am zweiten Weihnachtstage des vorigen Jahres.

Nach dem Nekrologe von Konrad von Maurer in der Kritischen Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft N. F. XII, S. 337—350.

Gudbrandur Vigfússon.

Gudbrandur, Sohn des Landbesitzers und Silberschmieds Vigfús, entstammte einer alten angesehenen Familie in West-Island. Geboren am 13. März 1827 auf der Skarðsströnd, erhielt er seine erste Bildung durch Geistliche nicht im elterlichen Hause, sondern bei einer Schwester seines Grossvaters. Von 1844 an besuchte er die gelehrte Schule in Bessastaðir, der er bei ihrer Verlegung nach Reykavík folgte. Von dort wendete er sich 1849 nach Kopenhagen und war nach rühm-

lich bestandenen Examen von 1856 bis Ende 1865 als zweiter Stipendiat der Arnamagnaeischen Stiftung angestellt. Schon ein Jahr früher indessen verliess er Dänemark, um in England, zunächst in London, seit 1866 in Oxford seinen Wohnsitz zu nehmen. Dort im Jahre 1871 als Master of arts graduirt erhielt er später eine Professur, die er bis zu seinem am 31. Januar d. J. erfolgten Tode inne hatte. Unserer Akademie gehörte er seit 1873 als correspondirendes Mitglied an. Die Universität Upsala ernannte ihn bei ihrem Jubiläum 1877 zum Ehrendoctor der Philosophie.

Den Anlass zu seiner Uebersiedelung nach England bot die Bearbeitung eines isländisch-englischen Wörterbuches, welches von einem Engländer Richard Cleasby vorbereitet, aber bei dessen frühem, schon 1847 erfolgten Tode noch weit davon entfernt war, für den Druck reif zu sein. Gudbrandurs Herausgabe (1869—74) darf daher als eine vollkommen selbständige Leistung bezeichnet werden, die den frühern sehr mangelhaften Arbeiten gegenüber für das Studium der altnordischen Philologie neue Grundlagen geschaffen hat und erst jetzt anfängt durch neuere Publicationen überholt zu werden.

An dieses Hauptwerk schliesst sich eine grosse Zahl von Arbeiten an, die sich sämmtlich auf dem Gebiete der altnordischen Alterthumskunde nach verschiedenen Richtungen bewegen. Man verdankt ihm eine Reihe musterhafter Quellenausgaben, bearbeitet auf Grundlage tüchtiger handschriftlicher Studien und meist versehen mit ausführlichen literarischen Einleitungen. Daneben behandelt er in selbständigen Arbeiten das sprachliche Gebiet, isländische Grammatik, Flexions- und Lautlehre, nicht weniger die verwickelte Chronologie der isländischen Sagenzeit, in welche er zum ersten Male System und annähernde Ordnung gebracht hat, so wie andere geschichtliche Fragen, wie z. B. die nach den wirthschaftlichen Zuständen von Island in der Vorzeit.

Guðbrandur wird geschildert als ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, von rascher Fassungs-gabe und unermüdlichem Fleisse, der unterstützt durch ein vortreffliches Gedächtniss und bei voller Herrschaft über die gesammte isländische Sagenliteratur aus der Fülle reichen Materials oft zu überraschenden Combinationen zu gelangen wusste, freilich aber durch ein Streben nach Originalität nicht selten verleitet wurde, zu schnell und zu kühn vorzugehen, und dadurch berechtigten Widerspruch hervorrufen musste. Wenn diese Fehler seiner Tugenden in seiner späteren Thätigkeit stärker als in seinen früheren Arbeiten hervortreten, so wird die Ursache zu einem sehr wesentlichen Theile auf den Wechsel seines Wohnsitzes zurückzuführen sein. In Kopenhagen, in Mitten des reichsten Quellenmaterials und aller für die nordischen Studien nothwendigen Hilfsmittel war ihm in weit reicherm Maasse als in Oxford die Möglichkeit geboten, noch während der Arbeit das Einzelne nachzuvergleichen und zu verbessern und dabei zugleich die eigenen Ansichten einer sichtenden Prüfung zu unterwerfen. Noch ungünstiger aber wirkte wohl die Verpflanzung der Person aus dem mit den Studien auf das Engste verwachsenen heimischen Boden in ein fremdes Land, die durch eine Art wissenschaftlicher Isolirung der Neigung zu einer einseitigen oder zu subjectiven Verfolgung der eigenen Ansichten nur Vorschub leisten konnte, während in Kopenhagen der engere Verkehr mit den nächsten Fachgenossen über die heimische Wissenschaft der Subjectivität einen wohlthuenden und läuternden Zügel anlegte. Doch auch nach Abzug dieser Schwächen bleibt ihm noch genug echten und dauernden Verdienstes; und auch die ihn überlebenden Fachgenossen werden ihm um so mehr ein freundliches Andenken bewahren, als er zu gemeinsamer Thätigkeit und zu hilfreicher Unterstützung und Förderung fremder Arbeiten sich gern und willig bereit finden liess.

Nach dem Nekrologe von Konrad von Maurer in der Zeitschrift für deutsche Philologie von Hugo Gering XXII, S. 213—19.

Hubert Beckers.

Geboren am 4. November 1806 als der Sohn eines Geheimen Rathes am obersten Gerichtshofe hat Hubert Beckers seine Bildung am Gymnasium (Lyceum) und von 1826—1830 an der Universität seiner Geburtsstadt München erhalten, und dieselbe durch seine am 10. Juli 1830 erfolgte Promotion abgeschlossen, um seine akademische Lehrthätigkeit nur ein Jahr später an der gleichen Universität zu beginnen. Nachdem er sodann vom Jahre 1842 an als Professor am Lyceum zu Dillingen gewirkt, führte ihn die Berufung zu einer ordentlichen Professur der Philosophie 1847 wieder an die Universität München zurück, an der er 1861/2 auch das Rectorat bekleidete. Auch nach seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum setzte er seine Lehrthätigkeit noch einige Jahre fort und bewahrte das Interesse für die Angelegenheiten der Facultät noch bis zu seinen letzten Tagen. Er starb nach vollendetem 82. Jahre am 10. März 1889.

In den letzten Semestern seiner Studienzeit sehen wir den Jüngling Beckers in einer für diejenigen, die ihn erst in späteren Jahren kennen lernten, überraschenden Thätigkeit. Die freiere geistige Bewegung, welche der Universität in den ersten Jahren nach ihrer Uebersiedelung von Landshut gegönnt war, musste auch auf das studentische Leben einwirken, und hier war es Beckers, der das Fichte'sche Ideal einer Reform desselben auf sittlicher und intellectueller Grundlage, hervorgehend aus dem freien Entschlusse der Studirenden, der Verwirklichung entgegenzuführen energisch bestrebt war. In der That gelang es ihm, in der „Allgemeinen akademischen Gesellschaftsaula“ einen Einheitspunkt zu schaffen, um den sich, unbeschadet der besonderen gesellschaftlichen Bestrebungen und der persönlichen Freiheit, die Gesamtheit der Studirenden zum Zwecke der „Humanisirung“ des akademischen Lebens durch freien Ideenaustausch und Pflege von Wissenschaft und Kunst in einem allgemeinen geselligen

Verbande zusammenzuschliessen vermöchte. Freilich hatte die namentlich von Friedrich Thiersch freudig begrüßte und geförderte Vereinigung nur einen kurzen Bestand: Mangel an Einigkeit unter den Studirenden, und nicht am wenigsten die veränderten Zeitströmungen — „der damalige vertrauensvolle, unbefangene und freiheitlich gesinnte Geist war nur zu bald in sein Gegentheil umgeschlagen“ — bereitete ihr schon im Jahre 1830 ihr Ende¹⁾. Jedenfalls lernen wir Beckers in diesen Bestrebungen als einen Jüngling kennen, der nicht bloß ideale Ziele ins Auge fasste, sondern dieselben auch durch praktisches Wirken ins Leben überzuführen bestrebt war.

In Dillingen fehlte für eine verwandte Thätigkeit der Boden; doch bot ihm dieser Ort den Anlass, von seinen Fachstudien abgesehen, ein anderes Ideal zu pflegen, das ihn durch sein übriges Leben begleitete und auch in seinen philosophischen Speculationen eine keineswegs untergeordnete Stelle fand. Schon in dem münchener Verein sollte der Kunst der Musik, „der Harmonie beseeltem Klange und des Sanges Macht“, ein weites Feld geöffnet worden. In der theologischen Bibliothek zu Dillingen fand er einen reichen Schatz alter katholischer Gesangbücher, aus deren Studium die Publication einer zweibändigen Sammlung geistlicher Lieder — *Cantica spiritualia* — hervorging. Fachkenner rühmen an ihr die verständnisvolle Auswahl und die kundige vierstimmige Harmonisirung. Von eigenen Compositionen gelang ihm besonders die des alten Notker'schen Chorals: *Media in vita in morte sumus* (nach Luther's Uebersetzung: *Mitten wir im Leben sind Mit dem Tod umfangen*), der auch in

1) Vgl. B.'s Schrift: Zur Geschichte der Allgemeinen akademischen Gesellschaftsaula an Münchens Hochschule (1829—30). Ein Gedenkblatt zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von Friedrich Thiersch 1884.

protestantischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat. Noch in spätern Jahren begeisterte ihn die Gründung des deutschen Reiches zur Dichtung und Composition des „Deutschen Reichsliedes“.

Der Aufenthalt in einer kleineren Stadt wie Dillingen kann nicht umhin, auf gewisse Naturen vereinsamend zu wirken, und so erscheint auch Beckers seit seiner Rückkehr nach München mehr auf sich selbst zurückgezogen. Nicht etwa verbittert, aber vom Treiben der Parteien sich fern haltend und nur in engeren Kreisen verkehrend lebte er in treuer Erfüllung seines Lehramtes und in einer, in seinen frischeren Jahren regen Betheiligung an den Arbeiten der Akademie, der er seit 1853 als ordentliches Mitglied angehörte. Dass dazu auch die besondere Richtung seiner philosophischen Studien mitgewirkt, dürfte wohl nicht in Abrede zu stellen sein. Es war nicht die historische Seite der Philosophie, welcher Beckers seine Kräfte widmete, wie sein ihm kurz im Tode vorangegangener College v. Prantl, sondern es überwog bei ihm die philosophische Speculation, die besonders auf die letzten Ziele des Menschenlebens, die höchsten Probleme des Daseins im Leben gerichtet war. Ein gläubiger Katholik wahrte er doch die Rechte seiner Wissenschaft bis zu einem „Proteste gegen ‚katholische‘ Philosophie“. Ein Schüler Schellings hing er diesem mit seltener Treue an, und als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete er die Ausbildung der Lehren seines Meisters, wenn er auch dabei nicht gewillt war, auf die eigene Unabhängigkeit ganz zu verzichten. Schon bei Schellings Lebzeiten, sagt er selbst (Schellings Geistesentwicklung 1875, S. 11), habe er sich öffentlich dahin geäußert, „dass dessen Potenzen- und Principienlehren oder die Schelling'sche Metaphysik für eine durchaus selbständige Wissenschaft zu halten sei, möge sich nun über dem System als ein noch weiterer Ausbau die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung erheben

oder nicht, auf welchem letzteren Gebiete, dem der angewandten Philosophie, Schelling selbst wohl nicht verlangen könne und werde, dass man ihm in alle Wege folge.“ — Wenn hier zwei verschiedene Seiten der Schelling'schen Philosophie mit besonderem Nachdruck aus einander gehalten werden, so hat doch dieser Gegensatz nicht etwa die Wirkung gehabt, dass Beckers als offener Bekämpfer der zweiten Seite angetreten wäre, sondern nur, dass er sich für besonders berufen hielt, auf den seiner eigenen Geistesrichtung entsprechenden Gebieten der ersten Seite den Spuren des Meisters zu folgen. Es ist bekannt, dass Schelling über sein jüngeres System wenig in grösserem Zusammenhange veröffentlicht hat; und so verfolgt Beckers die Aufgabe, dasselbe zu erläutern, zu ergänzen und systematisch zu einem Ganzen zu entwickeln. Das Verhältniss des Schülers zum Meister im Einzelnen zu beurtheilen, ist ohne ganz specielle Fachkenntniss nicht wohl möglich. Sicher aber ist, dass Beckers Berechtigung zu diesen Arbeiten niemand offener anerkannt hat, als Schelling selbst. Noch ein Jahr vor seinem Tode spricht er in einem Briefe an Beckers den Wunsch aus, das Ganze seines Systems, wie es in seinem Geiste vorhanden, die ganze Folge der Momente, durch welche die negative Philosophie zur positiven fortschreitet, einem jüngeren Freunde wenigstens mündlich mittheilen zu können, damit es nicht etwa ganz verloren sei, und dass er Niemand habe, dem er so wie Beckers das Ganze anvertrauen könne (Aus Schellings Leben. In Briefen. III, S. 241).

In Schellings System nahm die Unsterblichkeitslehre eine bedeutungsvolle Stellung ein, die nach Beckers Ausdruck „gewissermassen der Prüfstein eines jeden Systems ist in Absicht auf das, was es für die Erklärung der Welt und die Bedeutung des Menschen in ihr zu leisten vermag“. Wenn daher Beckers der Darstellung der „Unsterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zusammenhange ihrer Entwicklung“

eine gesonderte Betrachtung in einer längeren Abhandlung widmete, so ist es gewiss nicht weniger für den Philosophen, als für den Menschen charakteristisch, dass er in den nur wenige Tage vor seinem Tode veröffentlichten „Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit (zu Schelling's hundertvierzehnjährigem Geburtstag. München 1889)“ nochmals zu diesem Thema zurückkehrt, und darin die Ziele künftiger Lebensvollendung (die „Reife zum Tode“) noch einmal zusammenfassend darstellt, denen er in seinem eigenen Wirken nachgestrebt hat.

Unsere Zeit hat sich (ob auf immer?) von der speculativen und insbesondere auch der Schelling'schen Philosophie stark abgewandt. Aber auch sie hat ihre Bedeutung als eine besondere Phase der gesammten Entwicklung; und so bewahren noch heute die Worte ihre Geltung, durch welche E. v. Lasaulx seinen Vorschlag zu Beckers' Aufnahme in unsere Akademie begründete: „Philosophische Originalität und Lösung der Hauptprobleme, die von Beckers behandelt sind, wird gegenüber der geistigen Errungenschaft der vergangenen Jahrhunderte nur wenigen Spätergeborenen vergönnt sein; die Fragen aber, auf deren Lösung es ankömmt, scharf zu präcisiren und jeder neuen Generation von neuem zu vergegenwärtigen, wird immer Dank verdienen; und mag man über den Werth dieser philosophischen Speculationen und der Schelling'schen Philosophie insbesondere, welcher Beckers angehört, urtheilen wie immer: wir Deutschen können sie nicht aufgeben, ohne das Beste unserer gesammten neuern Literatur, das geistige Ferment und die einigende Idee derselben, preiszugeben.“

Zu dem vollständigen Verzeichniss der Beckers'schen Schriften, welches der Almanach der k. bayer. Akademie für das Jahr 1884 auf S. 177—182 enthält, sind nur die beiden oben citirten: über die *Gesellschaftsaula* und die Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit *hinzuzufügen*. Ueber die letzteren vgl. den Nachruf von M. Carrière in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1889, Nr. 75.

Die historische Klasse hat im verflossenen Jahre zwei Verluste erlitten. Am 6. November starb hieselbst Johann von Heilmann, Generallieutenant z. D., seit 1852 correspondirendes Mitglied unserer Akademie, und am 26. December zu Leipzig Dr. Gotthard Victor Lechler, Geheimer Kirchenrath und Professor der Theologie an der dortigen Universität, seit 1887 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie. Es wurde auf die nachstehenden, vom Classensecretär Herrn von Giesebrecht abgefassten Nekrologe verwiesen.

Johann von Heilmann

ging aus ziemlich beschränkten bürgerlichen Verhältnissen hervor. Am 5. Februar 1825 wurde er zu München als der Sohn eines Unterlieutenants geboren. Nachdem er die Volksschule in Würzburg besucht hatte, fand er 1835 Aufnahme in das hiesige Cadettencorps, wo er nach dem 1841 erfolgten Tode seines Vaters eine Freistelle erhielt. 1843 trat er als Junker in die Armee und wurde 1845 zum Unterlieutenant, 1847 zum Oberlieutenant befördert. In dieser Zeit, wo er in Garnison zu Ingolstadt stand, begann seine literarische Thätigkeit. Seine erste Schrift: „Die Schlacht bei Leuthen am 5. December 1757“ erschien im Jahre 1849; sie fand freundliche Aufnahme, die ihn ermutigte auf dem betretenen Wege zu beharren. Schon in den beiden nächsten Jahren veröffentlichte er zwei neue Werke: „Das Kriegswesen der Kaiserlichen und der Schweden zur Zeit des dreissigjährigen Kriegs“ und „Die Feldzüge der Bayern in den Jahren 1643—1645 unter den Befehlen des Feldmarschalls Franz Freiherrn von Mercy“. Man begrüßte diese Schriften, namentlich die letztere, in welcher ein reiches archivuliches Material verwertet war, als wichtige Beiträge zur Geschichte

des dreissigjährigen Krieges, und unsere Akademie nahm von ihnen Veranlassung 1852 den noch sehr jugendlichen Verfasser zum correspondirenden Mitgliede zu wählen.

Eine lange Reihe von Jahren hat Heilmann dann der Akademie angehört, bei dem Wechsel seines Wohnorts bald als correspondirendes, bald als ausserordentliches Mitglied, doch hat er an den Arbeiten derselben sich nie unmittelbar betheiliget. Nichtsdestoweniger blieb seine literarische Thätigkeit auch in der Folge eine überaus rege. Zahlreiche Schriften veröffentlichte er in den nächsten Jahren, aus denen hier nur „Leben des Grafen Bernhard Erasmus von Deroy (1855)“ und „Der Feldzug von 1813, Antheil der Bayern seit dem Rieder Vertrag (1857)“ hervorgehoben werden mögen. Auf seinen Wunsch war Heilmann inzwischen (1856) an das topographische Bureau des General-Quartiermeister-Stabes versetzt worden, wodurch seine Studien wesentlich erleichtert und gefördert wurden.

Als auf den Befehl König Maximilians II. 1859 eine Kommission zur Bearbeitung der Kriegsgeschichte Bayerns gebildet wurde, erhielt auch Heilmann, der alsbald zum Hauptmann ernannt wurde, in derselben einen Platz und widmete sich nun mit allem Eifer den der Kommission obliegenden Arbeiten, bis die Kriegsereignisse des Jahres 1866 seine Studien unterbrachen. Er wurde damals als Generalstabs-Officier der 3. Infanterie-Division zugetheilt und alsbald zum Major befördert. An den Gefechten bei Dermbach, Celle, Kissingen, Helmstadt und Uettingen hat er rühmlichen Antheil genommen und wurde dafür durch das Ritterkreuz I. Klasse des Militär-Verdienst-Ordens ausgezeichnet. Nach Herstellung des Friedens kehrte er sogleich zu seinen Studien zurück und vollendete die von ihm übernommene Abtheilung der Kriegsgeschichte, welche 1868 in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben 1506—1531“ erschien.

Das Werk, welches durchaus auf archivalischen Forschungen beruht, gilt wohl mit Recht als seine bedeutendste literarische Leistung.

Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1870 wurde Heilmann dem Stabe des II. bayrischen Armee-Corps unter General von Hartmann zugewiesen. In dieser Stellung leistete er in den Hauptschlachten treffliche Dienste, namentlich bei Sedan. In Anerkennung derselben erhielt er das eiserne Kreuz II. Klasse und wurde im November 1876 zum Oberst-Lieutenant befördert. Nicht minder machte er sich während der Belagerung von Paris verdient, was in dem eisernen Kreuz I. Klasse Anerkennung fand.

Nach der Heimkehr der Truppen aus Frankreich wechselte mehrfach Heilmanns Stellung, bis er im Jahre 1873 zum Oberst und zum Commandeur des 4. Infanterie-Regiments „König von Württemberg“ in Metz ernannt wurde. Ueber fünf Jahre hat er dort verweilt, und diese Zeit wohl als die schönste seines Dienstlebens bezeichnet. Gegen Ende des Jahres 1878 traf ihn die Beförderung zum Commandeur der 5. Infanterie-Brigade zu Baireuth und zum Generalmajor; überdies fiel ihm 1880 eine neue Auszeichnung zu, indem er zum Komthur des Militär-Verdienst-Ordens ernannt wurde. Seit 1882 begann seine früher so feste Gesundheit zu schwanken, so dass er sich nach kurzer Zeit um seinen Abschied nachzusuchen genöthigt sah. Am 22. November 1883 wurde er mit dem Charakter als General-Lieutenant und unter Verleihung des Prädicates „Excellenz“ zur Disposition gestellt. Er siedelte darauf nach München über, wo er hauptsächlich Förderungen seiner Studien zu finden hoffte. Als er 1887 zum ersten Präsidenten des bayerischen Veteranen-, Krieger- und Kampfgenossen-Bundes erwählt wurde, übernahm er noch dieses Ehrenamt, hat aber für diesen Verein nur wenig mehr leisten können, da sich sein Leiden (Nieren-Zersetzung) mehr und mehr steigerte.

Bis in seine letzten Lebensjahre ist Heilmann immer literarisch thätig geblieben. Sein letztes grösseres Geschichtswerk erschien 1881 unter dem Titel: „Feldmarschall Fürst Wrede“. Er konnte für diese Biographie ein reichhaltiges neues Material anwenden und liess sich die angemessene Verarbeitung sehr angelegen sein. Das Buch fand eine günstige Aufnahme und weite Verbreitung. Später arbeitete Heilmann noch viel für militärische Zeitschriften, die ihm werthvolle Beiträge verdankten.

Heilmann ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Er liebte rasch zu arbeiten, und es waren nicht allein wissenschaftliche Interessen, die ihn bei seinen Arbeiten leiteten. Es kam ihm auch auf die momentane Wirkung an, namentlich in patriotischer Beziehung. Es ist Manches an seinen Schriften im Einzelnen getadelt worden, und es mag sein, dass sie öfters Spuren der übereilten Production zeigen, aber zu verkennen ist doch nicht, dass sie auf einem ausgedehnten Quellenstudium beruhen, und dies ist um so höher anzuschlagen, als in der Zeit, wo er seine kriegsgeschichtlichen Studien begann, die Benützung des Materials noch viel mühsamer war, als sie heute ist, und das Interesse für die bayerische Kriegsgeschichte nicht von fern auf gleicher Höhe stand. Gerade Heilmanns literarische Thätigkeit hat auf diesem Gebiete sehr förderlich gewirkt. An Anerkennung hat es seinen literarischen Verdiensten so wenig, wie den militärischen, gefehlt. Viele Orden zierten seine Brust, und 1887 wurde ihm als Ritter des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone auch der persönliche Adel verliehen.

Am 6. November vorigen Jahres entschlief General von Heilmann sanft, weit über den Kreis seiner Familie und seiner nächsten Freunde betrauert. Durch sein einfaches und leutseliges Wesen, dem Stolz und Hochmuth völlig fremd waren, hatte er in allen Gesellschaftssphären viele Herzen gewonnen¹⁾.

1) Der Nekrolog beruht durchaus auf den ausführlichen bio-

Gotthard Victor Lechler

wurde am 18. April 1811 zu Reichenbach an der Murg als der Sohn eines Pfarrers geboren. Früh bestimmte er sich für die theologischen Studien und absolvirte dieselben im Tübinger Stift. Schon damals wurde man darauf aufmerksam, dass ihn besonders die historische Quellenforschung anzog, und er hat sie noch später als sein eigentliches Element, als sein Bedürfniss und seine Freude bezeichnet. Nach Vollendung seiner Studien machte er grössere Reisen durch verschiedene Theile Deutschlands, Englands, Schottlands und Frankreichs, auf denen er reichen Stoff zu gelehrten Arbeiten sammelte.

Im Alter von 30 Jahren trat Lechler als Helfer in Waiblingen zuerst in ein geistliches Amt, und zu derselben Zeit (1841) veröffentlichte er sein erstes Werk: „Die Geschichte des englischen Deismus“, durch welches er Alles, was bisher über den Gegenstand geschrieben war, in Schatten stellte. Zehn Jahre später (1851) erschien dann zu Harlem eine neue wichtige Arbeit Lechlers: „Das apostolische und nachapostolische Zeitalter“. Er betrat damit ein Gebiet, auf welchem gerade lebhafteste Thätigkeit herrschte und scharfe Kämpfe geführt wurden, aber das Buch machte sich durch wissenschaftliche Besonnenheit und objective Haltung geltend und hat sich dauernd in der Literatur behauptet; 1881 wurde es zum dritten Male gedruckt. 1854 trat die von der Harlemer Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift Lechlers: „Die Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation“ in die Oeffentlichkeit.

Damals war Lechler bereits zum Pastor und Dekan zu Knittlingen im Neckarkreise ernannt worden (1853). Er

graphischen Mittheilungen in der Allgemeinen Militär-Zeitung Jahrgang 1888 No. 99—102, welche man einem langjährigen Freunde und Kameraden des Verstorbenen verdankt.

fand hier einen weiten Wirkungskreis, doch sollte sich ihm nach kurzer Zeit ein noch viel grösserer eröffnen. Im Jahre 1858 wurde er als ordentlicher Professor der Theologie, Pastor zu St. Thomae und Superintendent der Stadtgemeinde nach Leipzig berufen. Durch die verschiedenen Aemter, die er fortan neben einander zu verwalten hatte, war eine gewaltige Arbeitslast auf seine Schultern gelegt, für ihn um so schwerer, da er allen amtlichen Pflichten mit der höchsten Gewissenhaftigkeit zu genügen suchte. Dennoch zeigte er sich allen Anforderungen lange Zeit gewachsen. Erst vor fünf Jahren legte er das Pfarramt und die Superintendentur nieder und beschränkte sich auf seine akademischen Aemter; die Vorlesungen an der Universität hat er bis zu seinen letzten Lebenstagen fortgesetzt.

Trotz seiner weitausgedehnten amtlichen Thätigkeit — er war auch Mitglied der Ersten sächsischen Kammer und der Landessynode — sind seine literarischen Arbeiten nie unterbrochen worden. Seine Schriften aus der Leipziger Zeit gehören zum Theil anderen Gebieten der Theologie an, doch ist ihm immer die Vorliebe für kirchenhistorische Forschungen geblieben. Dies zeigen nicht nur mehrere kleinere Arbeiten, sondern auch sein Hauptwerk: „Johann Wicel und die Vorgeschichte der Reformation“, welches 1873 in zwei Bänden erschien. Hier haben wir — so lautet das Urtheil von berufenster Seite — das Ergebniss einer langen, mühevollen und gewissenhaften Forschung; nichts Wesentliches ist übergangen, viele bisher dunkle oder ungewisse Fragen sind in ein erwünschtes Licht gesetzt; man findet die Darstellung des grossen religiös-politischen Processes von drei Jahrhunderten in einer Klarheit und Vollständigkeit, wie sie sonst nirgends vorliegt, und man darf sagen, dass dieses Werk eine Zierde der deutschen historischen Literatur ist. Diese so hervorragende Leistung gab zunächst die Veranlassung, dass unsere Akademie im Jahre 1887 Lechler zu

ihrem auswärtigen Mitgliede erwählte; sie hat sich leider die Verbindung mit ihm nicht lange zu erfreuen gehabt.

Noch in seinen letzten Lebenstagen war Lechler mit Studien für die vorreformatorische Zeit beschäftigt; zu seiner Freude konnte er noch eine Schrift über Johann Huss vollenden, welche für den Verein für Reformationsgeschichte bestimmt ist.

Am zweiten Weihnachtstage des vorigen Jahres endete das Leben des durch ungewöhnliche Geistesgaben und die trefflichsten Charaktereigenschaften ausgezeichneten Mannes. Viele Ehren sind ihm zu Theil geworden, aber nichts hat ihn mehr geehrt, als die tiefe und allgemeine Trauer über seinen Verlust¹⁾.

Hierauf verlas der Herr Präsident folgende die Zographos-Stiftung betreffende öffentliche Verkündigung:

Die K. Akademie der Wissenschaften hatte im Jahre 1886 zur Bewerbung um den von Herrn Christakis Zographos gestifteten Preis, auf Vorschlag der philosophisch-philologischen Classe, als Aufgabe gestellt:

„Geographie und Topographie der in Bursian's Geographie Griechenlands noch nicht behandelten hellenischen Inseln, wie Thasos, Samothrake, Imbros, Lemnos, Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos, Kypros, sei es sämtlicher oder doch einer grösseren Anzahl derselben.“

Rechtzeitig sind 2 Bearbeitungen derselben eingelaufen. Die eine mit dem Motto

Ὅ πάντα τοῦ ζητοῦντος εὐρίσκει πόνος Sophokl.

1) Benutzt sind ein Nekrolog in dem Leipziger Tagblatt 1888 No. 363 zweite Beilage, die Gedächtnissreden, gedruckt in der Schrift: „Trauerfeier bei dem Begräbniss des Herrn Geh. Kirchenraths u. s. w. Lechler (Leipzig 1889), und Notizen des Herrn Präsidenten von Döllinger.

nicht als preiswürdig bezeichnet werden, da sie nur die Inseln Samos und Rhodos, dazu die letztere nur unvollständig behandelt, und in der Hauptsache, nämlich der auf die geschichtlichen Quellen und die erhaltenen Reste gestützten Topographie der Inseln, nichts wesentlich Neues beibringt.

Die andere mit dem Motto: „So viel ist entschieden; die Geschichte steht nicht neben, sondern in der Natur“ (Ritter), behandelt die Inseln Kypros, Imbros, Thasos, umsetzt also zwar nicht die grössere Zahl der in der Preisaufgabe bezeichneten Inseln, wohl aber, in Anbetracht der behandelten Stätten, den grösseren Teil der gestellten Aufgabe. Sie verdient den Preis durch die sorgfältige, die umfangreiche Literatur gewissenhaft verarbeitende und unsere Kenntnis wesentlich bereichernde Darstellung der Geographie und Topographie Cyperns.

Die Akademie erkennt daher, nach dem Antrage der philosophisch-philologischen Classe, dem Verfasser dieser Arbeit den vollen ausgesetzten Preis von 2000 M. zu. Der Name des Verfassers ist: Dr. Eugen Oberhummer, Privatdocent an der k. Universität in München.

Die Akademie stellt jetzt, auf Vorschlag der genannten Classe, folgende neue Aufgabe, und zwar mit dem Eidliefungs-Termin bis spätestens am 31. Dezember 1891:

„Herausgabe des byzantinischen Meloden Romanos, mit einer die handschriftliche Ueberlieferung, die literarhistorische Stellung und die metrische Kunst des Dichters darlegenden Einleitung.“

Die Bearbeitungen dürfen nur in deutscher, lateinischer oder griechischer Sprache geschrieben sein und müssen an alle des Namens des Verfassers ein Motto tragen, welches auf der Aussenseite eines mitfolgenden, den Namen des Verfassers enthaltenden Couverts wiederkehrt.

Der Preis für die gelöste Aufgabe beträgt 2000 Mark, wovon die eine Hälfte sofort nach der Zuerkennung, die

andere Hälfte aber erst dann zahlbar ist, wenn der Verfasser für die Druckveröffentlichung seiner Arbeit genügende Sicherheit geboten hat.

Den Schluss der Festsitzung bildet eine zur Feier des 100 jährigen Geburtstages des Physikers Georg Simon Ohm gehaltene Rede des o. Mitgliedes der mathematisch-physikalischen Classe, Herrn Dr. Lommel, über
Georg Simon Ohm's wissenschaftliche Leistungen,
welche bereits als besondere akademische Schrift erschienen ist.
